Zum Umzuge Gardinen.

empfehlen wir

Vitrages für Scheibengardinen		Meter	3 9 15 36 45 52
Abgepasste Gardinen	5—6 Meter, allerneueste Dessins, weiss und crem	2 Flügel	130 190 240
Bunte Scheibengardinen	reizende Muster	Meter	42 48 52 95
Congress Scheibengardinen	hübsche Muster, weiss, crem und farbig	Meter	38 48 58
Congress Gardinenstoffe	120—140 cm breit	Meter	55 63 85
Congressstreifen	ca. 12—20 cm breit		9 18 24 35
Congressstreifen	ca. 18—24 cm breit		28 35 42
Spachtel-Rouleaux			168 225 260
Spachtel-Rouleaux-Spitzen		Meter	11 24 32—185
Rouleaux-Spitzen	Englisch Tüll	Meter	9 11
Rouleaux-Spitzen	imitiert gehäkelt	Meter	13 17 22
Gardinenhalter		Paar	13 25 35 48
Gardinenborden	elegante Dessins	Meter	36 45 58
Zugvorrichtungen		Garnitur	115 145

Dehne & Sopp,

Bochum.

Einen Posten einzelne **Fenster-Tüllgardinen** bedeutend unter Preis

Warburger Landbrot
liefere täglich frisch franko Haus
Wiederverkäufer erhalten Rabatt. 5897
Rob. Rose, Bochum.

Der beliebte, billige 4972
echte Holsteiner Holländer Mk. 3,30
Käse Limburger „ 3,20
Edamer „ 3,0
pro 10 Pfunde-Postcolli franco.
Centnerweise Mk. 22.—, 20.—, 28.—
ab Neumünster unter Nachnahme
J. Werner, Neumünster i. H.
Käsegroßhandlung, Käsefabrik.

Henkel's Bleich-Soda
Bestes u. billigstes Wasch- u. Bleichmittel.

Zahntechnisches Atelier, Operationen, Nervtöten
Zähneeinsetzen u. s. w.
gewissenhaft prompt. Clemens Dören, Bochum, Gr. Bedstr. 15.

Uhrketten
Vorteilhafteste Bezugsquelle
in
Gold Charnier, Tula und Double.
Neueste Facons für Damen und Herren.
Konkurrenzloses Lager zu extra billigen Preisen
Constanz Homberg, Bochum, nur Hochstrasse 14.

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei. Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.



Nr. 67. Gratisbeilage zur Westfälischen Volkszeitung. 22. März 1904

Prinzeßchen.

19) Erzählung von Mrs. Hungerford. Autorisierte Uebertragung von B. Wollmann. Nachdruck verboten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Es ist Denis, den sie zuerst sieht. Er steht ihr zugewendet, während sein Gegner, der ihn wild bei der Kehle gepackt hält und jede Muskel anspannt, um ihn zu Boden zu werfen, ihr den Rücken zudreht. Er ist ein starker Mann, und Nora sieht, starr vor Schrecken, daß er sich bemüht, den Griff des Revolvers, den er in der Hand hält, als Hammer gegen Delaney's Schläfe zu gebrauchen.

Der Kampf kann nicht mehr lange dauern, denn Delaney ist schon totenbleich; schwere Blutstropfen kommen aus einer Wunde an seiner Stirn und der eine Arm hängt schlaff herunter, während der andere noch den Mörder abzuwehren versucht.

Nora beißt die Zähne aufeinander und sieht sich scharf und suchend um — da erblickt sie einen kurzen, schweren Pfahl, einen Teil des zerbrochenen Torweges; sie verliert keine Zeit — schnell ist sie da, um ihn geräuschlos zu fassen und wieder auf den hohen Hügelrand zu springen, der sie gerade über des Mörders Haupt bringt.

Mit aller Kraft ihrer starken jungen Arme erhebt sie das schwere Stück Holz hoch über ihre Schulter und schleudert es dann wohlgezielt gerade auf des Scharfen Schädel hinunter.

Wie ein Stein fällt er hin, beinahe Denis mit sich ziehend, aber das Mädchen, welches auf den Weg gesprungen ist, fangt ihren Vetter auf und hält ihn in liebenden Armen aufrecht. Selbst jetzt noch, wo ihn die Besinnung verläßt, flüstert er, sie erkennend: „Mein geliebtes Mädchen!" mit einem schwachen Versuch zum Lächeln und unaussprechlicher Liebe in seinen schnell sich schließenden Augen— dann fällt er bewußtlos zurück

Und nun tat Nora etwas, dessen sie sich später am wenigsten erinnern kann und wovon sie nicht begreift, wie ihr die Kraft dazu gekommen. Sie sagt sich, daß sie nicht wagen darf, den ohnmächtigen Geliebten hier allein zu lassen, um nach Hülfe zu suchen. Wie, wenn der Mann sich erholte, während sie fort ist — wenn er nicht tot wäre! Wer will es dem armen Prinzeßchen verdenken, wer will sie der Unweiblichkeit zeihen, wenn sie in diesem außerordentlichen Falle leidenschaftlich hofft, den Mann getötet zu haben, der ihr Herzlieb erschlagen wollte, und nur von Furcht erfüllt ist, daß es ihr nicht gelungen sein möchte?

Wenn er aufstände und sein höllisches Werk vollendete, während sie blindlings umherirrte nach einem Beistand, den sie vielleicht vergebens sucht! Diese Vorstellung treibt ihr den kalten Schweiß auf die Stirn und, den Gedanken an Hülfe aufgebend, bereitet sie sich mit einem tiefen Atemzuge zu dem Werke vor, das sie durchführen muß, es koste, was es wolle.

Sie umfaßt Denis mit den Armen und schleppt ihn durch den Torweg, schleppt ihn weiter, hinweg aus dem Gesichtskreise des grausamen Geschöpfes dort auf dem Boden, tief hinein in den sicheren Schutz des Waldes.

Schritt für Schritt, stöhnend, ächzend vor Furcht und Erniedrung, und doch nicht entmutigt, trägt sie ihn langsam und immer langsamer weiter, trotzdem ihn ihre willigen Arme kaum noch zu heben vermögen, bis sie die einsame Hütte am Fichtenbaum erreicht hat.

Als sie ihn drinnen sanft niedergelassen und den armen gebrochenen Arm möglichst bequem gelegt hat, nimmt sie ihren kostbaren Pelzmantel, ein Geschenk Tantchens, und macht daraus ein Kissen für sein Haupt, und da ihr das noch unzureichend erscheint, so zieht sie auch ihr wollenes Unterkleid aus, zu einem noch höheren Lager für ihn.

Erst nachdem sie all dies getan hat, nimmt sie sich die Zeit, neben ihm niederzuknieen und in sein Gesicht zu blicken.

Ist das sein Gesicht, diese regungslose, ganz mit Blut bedeckte Maske, mit Blut, welches noch immer fließt? Bisher war sie durch die schwere Aufgabe, ihn hierher zu schaffen, so völlig in Anspruch genommen, daß der Gedanke, ihre Mühe könne vergeblich sein, der Tod könne sie schon dessen beraubt haben, was ihr auf Erden das Liebste ist, ihr noch gar nicht gekommen war, aber nun überwältigt sie die Angst der Verzweiflung. Welche schreckliche Blässe liegt auf seinen Wangen, wie eingesunken sind die Augen, wie regungslos starr sind seine Lippen! — Ist — ist er tot?

O nein, nein! nicht tot! Verwundet, verwundet bis zum Tode, wenn es sein muß; aber o! nicht wirklich tot! Ihre Seele wendet sich in heißem Flehen zu Gott: „O Du barmherziger Herr, der Du alle Gebete hörst, höre das meine!"

Dann löst sie mit zitternden Händen seine Kleider und fühlt nach dem Klopfen des Herzens. Nach einer Minute — wer kann sagen, wie lang sie ihr erscheint — nimmt sie ein schwaches Bewegen wahr. Er lebt! Noch wenigstens ist ein Lebenszeichen in ihm!

Aber wie kann sie denselben erhalten? Geschickt reißt sie zuerst ihr Taschentuch und dann seines in Streifen und bindet sie um seine Stirn. Ihr Suchen nach seinem Taschentuch hat eine kleine Flasche zum Vorschein gebracht, welche zu ihrer Freude Kognak enthält; aber obschon sie sogar mit den Fingern versucht, ein wenig zwischen seine Lippen zu bringen, gelingt es ihr doch nicht.

Und wieder kommt eine namenlose Angst über sie. Kann sie denn nichts tun? Wird niemand ihr zu Hülfe kommen? Sie läuft nach der Tür mit dem festen Entschluß, Beistand zu suchen; aber auf der Schwelle blickt sie zurück, und als sie ihn da so still, so leblos liegen sieht, wird ihr Herz schwach und ihr Mut verläßt sie. Ach, und selbst wenn sie sich fortwagen wollte, wohin soll sie ihre Schritte lenken? Und wenn sie in der zunehmenden Dunkelheit zu weit wanderte und könnte den Rückweg nicht wieder finden, was möchte ihm vor dem Morgen zustoßen, so allein, so verlassen und ungepflegt? O nein, sie kann nicht von ihm gehen.

Wenn es nur nicht so kalt, so bitter kalt wäre! Sie blickt verlangend nach dem trockenen Reisig; aber obgleich sie weiß, daß sie mit Hülfe der Zündhölzchen, die sie in seiner Tasche fand, ein Feuer machen könnte, so schreckt sie doch vor dem Gedanken zurück aus Furcht, der Rauch könne seinem Feinde seinen Zufluchtsort verraten.

Sie nimmt seine Hand in die ihrige und fühlt, daß sie kalt wie Eis ist — selbst seine Lippen, auf die sie ihre Finger legt, scheinen erfroren. Da zieht sie ihr letztes Untergewand aus und wickelt es in verzweiflungsvoller Angst um seine Glieder. O, daß sie das Feuer anzünden könnte!

Und nun kommt ihr ein Entschluß, der nur ein Ausfluß des hohen Mutes ist, welcher sie bisher beseelte. Leise verläßt sie die Hütte und vorsichtig, aber mit laut klopfendem Herzen, sieht sie sich nach dem Platze, von wo aus sie den Weg unter sich hat, und spät durch die Glasscherbe nach der Stelle hin, wo der Mann gelegen hat. Es war Moloney, das wußte sie in dem ersten schrecklichen Augenblick; aber nun ist seine kräftige Gestalt verschwunden. So weit ihre Augen das nächtliche Dunkel durchdringen können, blicken sie suchend umher — niemand ist zu sehen.

Es ist also klar, daß sie ihn nicht getötet hat! Augenscheinlich war er wieder zu Bewußtsein gekommen und hatte sich genügend erholt, um, erschreckt durch die wunderbare Weise, in welcher seinem Opfer Beistand geleistet worden war, so weit wie möglich von dem Schauplatze seines beabsichtigten Verbrechens hinwegzueilen.

Mit erleichtertem Herzen kehrt Nora in die Hütte zurück und entzündet das Feuer zur hellen, erwärmenden Flamme. Sie zieht Denis heran, so nahe als

die Vorsicht nur irgend gestattet, und dann versucht sie wieder, etwas Kognak zwischen seine Lippen zu flößen, diesmal nicht ohne Erfolg. Und endlich, endlich bewegt er sich ein wenig, seufzt leise und öffnet die Augen.

„Du, Herzlieb!“ flüstert er kaum vernehmbar mit schwachem Lächeln. So nahe ist er den Pforten des Todes, daß nichts mehr vor seine Erinnerung tritt als die eine große Leidenschaft seines Lebens, und so schwach ist er, daß, als sie glaubt, ihn wiedergewonnen zu haben und ihm zu antworten versucht — abermals Bewußtlosigkeit ihn umfängt und sie sich allein gelassen sieht in ihrer treuen Wacht während der langen dunklen Stunden der Nacht.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mitternacht ist längst vorüber, aber noch wütet der Sturm. Schwere Regengüsse klatschen immer noch gegen die Wände der Hütte, und Nora sitzt fröstelnd am Herde, den Blick auf die regungslose Gestalt vor ihr gerichtet. Ab und zu steht sie auf, um die unverletzte Hand zu reiben und zu erwärmen, auf sein schwaches Atmen zu lauschen und ihm von dem Kognak einzuflößen.

Mit schwerem Herzen sehnt sie den Morgen herbei. Wird er bis dahin leben, und ist sie sicher, daß sie sich dann schnell nach Hause findet? Und wenn sie dort anlangt — wie wird sie empfangen werden? Was soll sie sagen? Wie soll sie ihnen mitteilen, daß sie die ganze lange Nacht mit ihm allein in dieser Hütte zugebracht hat? Katharinens Gesicht steht wieder vor ihr mit dem Ausdruck zornigen Hasses, grausamer Verachtung, giftiger Bosheit!

Immer wieder sagt sie sich, daß niemand ihr Verhalten falsch oder lieblos beurteilen kann, da ja der wahre Grund ihres Tuns in Denis' schwerer Verwundung augenscheinlich vorliegen wird — und doch fürchtet sie, wenigstens ein unfreundliches Urteil hören zu müssen. Katharine kennt ihr Geheimnis, und nun erinnert sie sich auch verschiedener kleiner Anspielungen und eines gelegentlichen, bedeutsamen Lächelns von Nancy und Lady Glandore und sagt sich, daß man von ihrer unglücklichen Liebe zu dem Vetter wenn auch nicht öffentlich spricht, so doch leise flüstert.

Ja, es ist alles vorbei! In dem krankhaften Zustande, in welchem sie sich jetzt befindet, scheint es ihr, daß sie in Zukunft eine Art Ausgestoßene sein wird — in den Augen ihrer Standesgenossinnen so zu sagen eine irische Paria. Ein kleiner Tropfen des Trostes aber fällt in den Becher des Leidens! Morgen — nein, heute, kommt ihr Väterchen nach Ventry! An diesen frohen Gedanken klammert sich ihr beunruhigtes Gemüt; darin findet sie beseligenden Frieden, denn vermutete ihr teures Väterchen je etwas Unrechtes, wo kein Unrecht war? Und wenn die ganze Welt gegen sie wäre, würde das nicht für ihn ein Grund mehr sein, sich ganz auf ihre Seite zu stellen! O, herzliebes Väterchen!

Sie seufzt tief auf und richtet sich empor — da sieht sie, daß Denis seine Augen geöffnet hat und dieselben unverwandt auf sie gerichtet hält.

„Bist Du es, Prinzeßchen?“ fragt er jetzt leise. So leise, so schwach auch die Stimme, das Ohr der Liebe hört scharf, und Nora beugt sich über ihn.

„Ja, ich bin hier,“ flüstert sie zärtlich. Sie kniet neben ihm und legt ihre kühle Hand sanft auf seine Stirn; die Schläfen klopfen noch heftig; aber die nasse Binde hat doch gut getan und das Blut zum Stehen gebracht. Er hebt langsam den gesunden Arm und zieht die kleine wohltuende Hand an seine Lippen.

„Geliebte, Du solltest nicht hier bei mir allein sein,“ flüstert er mit Anstrengung. „Kannst Du nicht nach Hause gehen? Du opferst zu viel für mich.“

„Nicht so viel wie Du glaubst. Ich habe mich verirrt, mußt Du wissen; ich kann gar nicht den Rückweg nach Hause finden. Also siehst Du, daß ich gar nichts besonderes für Dich tue.“

„Ich weiß es besser. — Aber ich werde erklären, — ich werde es ihnen verständlich machen, — wenn ich bis dahin lebe, wenn“ — langsam und unzusammenhängend nur vermag er die Worte hervorzubringen, und jetzt bricht er mit leisem Stöhnen ab und sucht vergeblich seine Lage ein wenig zu ändern.

„O, Du leidest Schmerzen?“ fragt Nora angstvoll.

„Nein; aber müde, müde bin ich,“ flüstert er matt, und dann faßt er ihre Hand fester, weil sie im Begriff war, aufzustehen, und bittet: „Geh nicht fort. Bleibe bei mir. O Herzlieb, wenn ich jetzt sterben soll — jetzt — da ich weiß, daß Du mich liebst, wie schwer wird das sein!“

„Sprich nicht, ich bitte Dich,“ fleht sie, indem sie sich bemüht, ihn bequemer zu legen; „spare Dein bißchen Kraft. Fühlst Du Dich jetzt wohler?“

„Ich bin glücklicher als je im Leben. O, Prinzeßchen, wie soll ich Dir vergelten? Ich vermag es nicht.“ Und dann tritt wieder ein unnatürliches, wildes Feuer in seine Augen: „Du solltest nicht hier sein. Du mußt gehen — gehen — oder sie wird höhnen — sie — sie —“

Seine Gedanken verwirren sich, aber die unglücklichen Vorstellungen quälen ihn nicht lange, bald sinkt er wieder in völlige Bewußtlosigkeit zurück und liegt wie tot da. Neben ihm, ihre Hand noch in der seinen, sitzt Nora, den Kopf auf die Kniee gesenkt, und ihre müden Gedanken verlieren sich endlich mehr und mehr, bis ein sanfter Schlaf sie fest umfängt. — O, wie sollten die Mühseligen und Beladenen auf Erden Ruhe finden, wenn diese gesegnete Gottesgabe des Schlummers ihnen genommen würde.

Der Morgen ist da, als sie mit jähem Schrecken erwacht. Die warmen Strahlen der Sonne verkünden einen schönen Tag. Nora springt auf und sieht angstvoll auf Delaney und überzeugt sich, daß er noch atmet. Mit heißem Dankgefühl gegen Gott neigt sie sich dann über ihn und flößt ihm die letzten Tropfen Cognac ein. Sie weiß wohl, was sie nun zu tun hat, und nachdem sie das noch unter der Asche glühende Feuer von neuem angefacht hat, schickt sie sich an, ihn zu verlassen.

An der Tür blickt sie zurück und etwas zwingt sie, noch einmal umzukehren — ist es die Hilflosigkeit seiner Lage oder seine vollkommene Bewußtlosigkeit? Sie hat sich über ihn geneigt und ihre liebende Hand streicht sanft das kurze Haar von seiner Stirn zurück. Lange, lange schaut sie ihn an mit der Furcht im Herzen, es könnte das letzte Mal sein, daß sie ihn lebend erblickt. Die Armen, deren Gesichte schon tot sind, können glücklich gepriesen werden im Vergleich zu denen, die noch warten auf ihr Sterben, auf den Sieg des Tyrannen Tod, der alle Dinge bezwingt: Liebe, Haß und Stolz und Lust und Eifersucht und Neid und alle Hartherzigkeit.

Noras Mut verläßt sie und sie bricht in Weinen aus sie drückt ihre Lippen auf seine Hand und, ermutigt durch seine Bewußtlosigkeit und durch ihre unschuldige Liebe zu ihm, berührt sie auch leise und zärtlich seine Wangen, sein Haar und seine Stirn, und zuletzt küßt sie zögernd auch seine Lippen — kalte, empfindungslose Lippen, aber macht nicht gerade diese grausige Kälte sie ihr noch teurer?

Dann eilt sie bitterlich weinend aus der Hütte und als sie den Weg erreicht hat, wendet sie sich, ohne zu wissen, warum, nach rechts. Ihr Gefühl hat sie richtig geleitet, und nach einer halben Stunde raschen Ausschreitens erblickt sie die vergoldete Wetterfahne von Ventry, beleuchtet von den Strahlen der Morgensonne.

(Fortsetzung folgt.)

sich zurück, schloß die müden Lider und war bald lächelnd eingeschlafen.

Plötzlich erwachte Bertha. Ein unbestimmtes Gefühl, daß etwas im Schlaf mit ihr geschehen sei, erfüllte sie mit jähem Entsetzen und drohte sie zu ersticken. Sie wollte schreien, doch die Stimme versagte ihr den Dienst. Sie sprang auf — — die Fremde lag noch anscheinend schlafend in ihrer Ecke, doch bei dem Geräusch erwachte sie plötzlich.

„Ich bin krank — ich ersticke,“ rief die unglückliche Bertha, „öffnen Sie das Fenster — schnell — Luft, Luft, ums Himmels willen — ich ersticke!“ Dann versuchte sie selbst, das Fenster zu öffnen, doch ihre Kräfte waren erlahmt und fast betäubt sank sie auf ihren Sitz zurück.

„Was fehlt Ihnen? Ja, Sie sind wirklich krank!“ rief die Fremde und beugte sich über die Halbohnmächtige. „Sie können das Fahren nicht ertragen. Zum Glück habe ich einen starken Wein bei mir, Sie müssen ein Glas davon trinken, dann wird es bald besser mit Ihnen werden.“

„Luft — Luft, — das Fenster — öffnen,“ hauchte Bertha matt.

Doch die Gefährtin folgte dieser Bitte nicht; aus einer kleinen Flasche goß sie eine dunkle Flüssigkeit in ein Glas und mit den Worten: „Trinken Sie — trinken Sie, es wird Ihnen gut tun,“ drängte sie die Kranke.

Bertha zögerte.

„Trinken Sie — Sie müssen trinken,“ herrschte die Fremde in einem Ton Bertha an, der so befehlend war, daß Widerstand schier unmöglich war, dabei zwängte sie das Glas zwischen die Lippen der Kranken.

Willenlos folgte die Unglückliche dem Befehle und leerte das Glas. Sie hatte noch das unklare Gefühl, daß die Fremde sich über sie beugte, dann schloß sie die Augen und sank in einen tiefen, todesähnlichen Schlaf.

Als Bertha nach langer Zeit erwachte, konnte sie sich kaum besinnen, wo sie war und was mit ihr geschehen. Mühsam erhob sie sich von ihrem Sitze; ihre Glieder waren steif, ein dumpfer Schmerz im Kopfe raubte ihr fast die Besinnung. Dann blickte sie umher und langsam wurden die Erinnerungen wieder geweckt. Erstaunt und erschreckt merkte sie, daß sie ganz allein war. Wo war die Fremde geblieben, war sie unterwegs ausgestiegen oder war man schon bald in Berlin?

„Vielleicht wurde sie auch ohnmächtig und hat später den Zug verlassen,“ grübelte Bertha und lehnte ihr müdes Haupt wieder in die Kissen, denn sie fühlte sich wieder einer Ohnmacht nahe. „Wie lange mag ich wohl geschlafen haben,“ dachte sie weiter, „ich fühle mich immer noch krank und elend. Was mag doch die Ursache dieser so plötzlichen Ohnmacht gewesen sein, ich verstehe es nicht.“

Bertha hatte kaum die Kraft, umher zu blicken, doch merkte sie, daß der Zug langsamer fuhr; wenn sie jetzt schon in Berlin war, mußte sie wirklich eine sehr lange Zeit geschlafen haben. Ja, man war in Berlin, aber noch ehe der Zug hielt, sprangen zwei Polizeibeamten auf das Trittbrett, einer derselben öffnete von außen das Fenster, lehnte sich mit beiden Armen auf die geöffnete Tür und schaute triumphierend auf die unglückliche Bertha, dann, als endlich der Zug stillstand, öffnete er die Türe und näherte sich mit seinem Gefährten der jungen Dame.

„Endlich haben wir den Vogel. Diesmal sind Sie uns nicht entwischt, so schlau Sie auch versuchten, uns zu entgehen. Ja, jetzt sind Sie ertappt, Marie Seegermann. Machen Sie uns nur keine unnütze Last und kommen Sie ruhig mit uns. Es nützt Ihnen nichts, jetzt ohnmächtig werden zu wollen oder eine Scene zu machen. Wir waren Ihnen schon lange auf der Spur und Sie wissen recht gut, was Sie zu erwarten haben.“

„Was meinen Sie — Sie irren sich!“ rief Bertha in namenlosem Entsetzen, „ich heiße nicht Marie Seegermann, ich heiße Stockum, Bertha von Stockum. Ist dieser Name nicht bekannt genug?“

Der Diener des Gesetzes stutzte einen Augenblick, dann blickte er sein Opfer durchbohrend an, dann lächelte er verächtlich. „Ich irre mich nicht,“ behauptete er kühn. „Sie sind Marie Seegermann, das wissen Sie auch am besten. Kommen Sie ruhig und ohne Aufsehen mit uns. Ihre Verstellungskünste sind bei uns nicht am Platze.“

„Aber ich kann beweisen, wer ich bin. Ich habe Papiere — Briefe und Visitenkarten in meiner Tasche.“ Mit diesen Worten suchte Bertha nach ihrer kleinen Reisetasche, die außer den genannten Papieren Geld und viele Juwelen enthielt — — sie war verschwunden. „O, was soll ich tun?“ schluchzte sie herzzerbrechend, ich bin bestohlen, beraubt worden. — Aber in meiner Kleidertasche habe ich noch den letzten Brief meines Vaters.“ Schnell griff sie in die Tasche, zog einen Briefumschlag und eine Karte hervor und unbesehen überreichte sie beides den Beamten.

Ein verächtliches, höhnisches Lachen des Beamten ließ Berthas Blut in den Adern erstarren. „Hier haben Sie ja die besten Beweise, sehen Sie doch selbst diesmal entwischen Sie uns nicht,“ rief er, die Briefe vor den Augen des entsetzten Mädchens ausbreitend.

Bertha taumelte zurück — auf dem Briefumschlag stand groß und deutlich der Name Marie Seegermann, den gleichen Namen trug die Karte.

„So, jetzt keine Vorstellung mehr, kommen Sie mit uns“, gebot der Beamte in strengem Tone und zog Bertha am Arme, „sehen Sie denn nicht ein, daß Sie überführt sind?“

O, was soll ich tun, was ist mit mir geschehen?“ rief Bertha verzweifelnd aus. Da fiel ihr Auge über ihr Kleid. — Anstatt des schönen neuen, blauen Alpaccareisekleides, des kleinen blauen Filzhutes mit weißer Reiherfeder trug sie ein abgetragenes, schwarzes Wollkleid mit einer dunkelbraunen Jacke und ihr Haupt bedeckte ein unmoderner schwarzer Hut — plötzlich fiel es wie Schuppen von ihren Augen — das war ja derselbe Anzug, derselbe Hut, den die unbekannte Reisegefährtin getragen hatte. Jetzt wußte sie, die Fremde hatte sie zuerst betäubt, ihr dann den Schlaftrunk aufgedrungen, sie beraubt, die Kleidung ausgetauscht und hatte schließlich ihr Opfer allein gelassen, um sich selbst beim Anhalten des Zuges in Sicherheit zu bringen.

Gleichzeitig kam der armen Bertha auch die Gewißheit von der Nutzlosigkeit ihres Widerstandes; sie erblickte bei diesem Gedanken, aber sie verlor den Mut nicht. Augenblicklich war sie ja gezwungen, dem Beamten zu folgen, aber es mußte ihr doch gelingen, ihre Identität zu beweisen und die Gelegenheit dazu mußte sich ja finden.

„Berühren Sie mich nicht,“ wandte sie sich deshalb dem Beamten zu, „ich will mit Ihnen gehen, und verspreche, keinen Fluchtversuch zu machen. Aber Sie täuschen sich dennoch in mir, trotzdem der Schein gegen mich ist; ich bin nicht die Person, die Sie suchen; im Frankfurt stieg eine Dame zu mir ins Coupee, und —

„Und diese Fremde ist vermutlich verschwunden“, ergänzte der Beamte höhnend.

„Ja, sie ist verschwunden, wie Sie richtig sagen“, bestheuerte Bertha, „ebenso meine Reisetasche — — o, meine Uhr mit Kette, mein Diamantring — alles ist fort,“ setzte sie schluchzend hinzu. Jetzt konnte Bertha die Tränen nicht mehr zurückhalten, denn Ring, Uhr und Kette waren das letzte Geschenk ihres Bräutigams gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche Reisegefährtin.

Novelle von E. Borges.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

„Nun lebe wohl, mein liebes Kind, und Gott schütze Dich. Hoffentlich hast Du eine angenehme, glückliche Reise; ich wünschte, bei Deiner Hochzeit zugegen sein zu können, aber die Reise nach Königsberg ist für eine Dame an meinem Alter zu weit; bedenke, ich bin hoch in die siebzig. Aber im Geist bin ich am 16. bei Dir meine liebe Bertha, und wünsche Gottes reichsten Segen auf Dich herab. So, nun noch einen Kuß und dann schnell in Dein Coupee; in zwei Minuten muß der Zug abgehen.“

Frau von Stockum, eine alte weißhaarige, aber immer noch stattliche Dame, küßte bei diesen Worten Bertha von Stockum, ihre Lieblingsnichte, drängte dann mit sanfter Gewalt das junge Mädchen auf den für sie bestimmten Platz, der schrille Pfiff des Lokomotivführers erschallt, und langsam und schwerfällig setzt sich der Zug in Bewegung.

Die alte Dame schaut seufzend nach, wehte mit dem Tuche einen letzten Abschiedsgruß, dann verließ sie langsam den Bahnsteig. „Es ist eine weite, weite Reise bis Königsberg“, flüsterte sie bei sich selbst, „und Bertha ist fast noch zu jung, um allein zu reisen. Aber was ist da zu machen? In zehn Tagen ist die Hochzeit und da muß sie daheim sein. Es ist nur ein Glück, daß ich das Gepäck vorausgeschickt habe, so hat sie nur für ihre kleine Handtasche zu sorgen. Hm, sie wird um 7 Uhr in Frankfurt sein, dort erwartet sie ihren Onkel aus Mainz, der bis 9 Uhr 30 Minuten ihr Gesellschaft leistet und sorgt, daß sie in den richtigen Zug kommt, in Berlin ist sie dann um 8 Uhr morgens. Das arme Kind muß die ganze Nacht hindurch reisen — ach! wie sehr werde ich sie vermissen.“

Während dieses Selbstgespräches stützte Frau von Stockum sich auf den Arm ihrer Dienerin, und schritt langsam ihrem Wagen zu. Inzwischen richtete sich ihre Nichte Bertha für den ersten Teil ihrer Reise behaglich in einer Ecke des Wagens ein. Es war ein großes, stattlich aussehendes Mädchen, mit einem echt deutschen Typus, dafür zeugte das üppige blonde Haar und die tiefblauen, seelenvollen Augen, die so glücklich lächeln und schelmisch blicken konnten. Eine fast durchsichtig klare Haut und die feinen Grübchen in den Wangen machten sie zu einer vollendeten Schönheit, indeß die große stattliche Figur sie fast älter aussehend machte, als sie in Wirklichkeit war, denn sie hatte noch nicht ihr zwanzigstes Lebensjahr vollendet.

In wenigen Tagen sollte nun Bertha von Stockum die Gattin des Hauptmanns von Kalkborn werden; daher wünschten die Eltern die schleunige Rückkehr der Braut ins Elternhaus, und aller Widerspruch seitens der alten Tante, die zu gern ihre Lieblingsnichte bei sich behalten hätte, war erfolglos.

Es war ein herrlicher Abend und draußen in der Natur alles so still und friedlich, als ob an diesem milden Herbstabend sich alles vereint habe, die junge Reisende in ihren Gedanken, die so wild durch das Köpfchen jagten, nicht zu stören. Frankfurt war bald erreicht, der Onkel war zur Stelle, hatte für einen guten Imbiß im Erfrischungssaal gesorgt und verließ zufrieden den Bahnsteig in dem Bewußtsein, für seine Nichte gut gesorgt zu haben, die in einem Coupee erster Klasse es sich für die Nacht und die weite Fahrt bequem machte.

Gerade in dem Augenblick, als sich der Schnellzug in Bewegung setzen wollte, wurde die Tür noch einmal hastig aufgerissen, und eine junge Dame kam atemlos herbei und sprang in den Wagen. Bertha hörte einen tiefen Seufzer der Erleichterung, dann sank die Fremde erschöpft in die weichen Polster.

„Beinahe zu spät,“ flüsterte sie kaum hörbar und blickte forschend auf ihre Reisegefährtin.

„Ja, Sie durften keinen Augenblick verlieren, sonst wären Sie zu spät gekommen,“ gab Bertha lächelnd zurück.

Die Unbekannte nickte zustimmend. „Es wäre entsetzlich gewesen,“ kam es kaum hörbar von ihren Lippen.

„Die Fremde war ein großes, schlankes Mädchen, aber ein unstätes Feuer brannte in ihren dunklen Augen.

„Reisen Sie weit?“ forschte Bertha, denn die Fremde flößte ihr Interesse ein.

„Zunächst bis Berlin, vielleicht dann weiter,“ lautete die Antwort.

„O, dann sind wir ja Reisegefährten während der ganzen Nacht,“ entgegnete Bertha, „ich reise zunächst auch bis Berlin.“

„Das freut mich. Hoffentlich bleiben wir hier allein,“ fuhr die Fremde dann fort, ihre Gefährtin scharf fixierend.

Beide Damen plauderten noch harmlos eine kleine Weile weiter, dann lehnte die Fremde müde ihr Haupt in die weichen Kissen und schon nach kurzer Zeit verkündeten die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge, daß der sanfte Schlummer sie auf kurze Zeit in das glückliche Traumland versetzt habe. Auch Bertha lehnte

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen

22. März.

1599: van Dyck, berühmter Maler, geb. Antwerpen. 771: G. Zschokke, Novellist, geb., Magdeburg. G. W. Habener, Schriftsteller, †, Dresden. 1797: Kaiser Wilhelm I., geb. 1822: Rosa Bonheur, französische Tiermalerin, geb., Bordeaux. 1832: Johann Wolfgang von Goethe, †, Weimar. 1898: Ed. Bellamy, amerikanischer Schriftsteller, †, Chicopee Falls, Mass.

Aus der Reichshauptstadt.

Empfangsabend. — Weinprobe. — Ringkämpfe.

Nun hatte auch die Gräfin Bülow ihren Empfangsabend; morgen findet allerdings noch der zweite Teil desselben statt. Wenn man uns fragt: Ob es uns beim Reichskanzler oder bei seiner Frau Gemahlin besser gefallen habe? so müssen wir entschieden dem Abend bei der Gräfin Bülow den Vorzug geben, ohne daß wir hiermit dem Reichskanzler zu nahe treten wollen. Die Gemahlin des Reichskanzlers ist Italienerin und große Blumenfreundin; mit feinem Geschmack war deshalb auch der Wintergarten in einen duftenden Frühlingsgarten verwandelt und „lebende Blumen“ zierten ihn in doppelter Weise; denn diesmal war auch der Damenflor erschienen und hatte wirklich auserlesene Blumen entsendet. Vielleicht hat das auch dazu beigetragen, daß diesmal das Militär dem Zivil die Wage hielt, während am Abende des Reichskanzlers das Zivil ganz gewaltig überwog. Das diplomatische Korps war vollzählig erschienen und Mitglieder der russischen Gesandtschaft und japanischen Legation hatten für den Abend die Kriegsfackel ausgesteckt; allerdings hielten sie sich immer in genügender Entfernung, was uns als stillen Zuschauer unendlich Spaß bereitete. Der Abend verlief in jeder Hinsicht glänzend und vornehm, dem Haus und seinen Gästen entsprechend.

Fröhlicher Becherklang ertönte am Mittwoch Abend in den Festsälen des preußischen Abgeordnetenhauses; da war eine überaus gelungene Weinprobe, zu der die Mitglieder sämtlicher drei Parlamente die Hauptruppe stellten. Aber auch Minister und Staatssekretäre waren dem guten Tropfen gar nicht abhold. Die Abgeordneten Wolff-Biebrich und Erdmann hatten den Abend veranstaltet. Da hörte jeder Fraktionszwang, der die Gesinnungsgenossen an den Tischen gruppiert auf; denn an dem einen Tisch gab es nur Geisenheimer, an dem anderen nur Rüdesheimer und so hatte jeder Tisch seine eigenen Weine und seine eigene Gesellschaft. Von einem Tisch zum andern ging es weiter; mit Stichproben begnügte man sich, nur selten der Einladung folgend, Platz zu nehmen. Als man genug genippt hatte, suchte man sich seine Gesellschaft zusammen; ein Freund winkte aus der Ferne, er hatte eine tüchtige Eroberung gemacht und war so wenig egoistisch, daß er mit uns teilte. Während nämlich die übrigen Gäste noch anden „geringeren Sorten“, von denen die Flasche 8—12 Mark kostet, sich erquickten, hatte er durch die Ungeschicklichkeit eines dienenden Geistes „Nummer 70“ erhalten und die war hochfein. Als deshalb eine Excellenz an uns vorüberging, boten wir ihm auch ein Gläschen an und das hatte solche Anziehungskraft, daß er sich häuslich bei uns niederließ und sich an der seltenen Gottesgabe miterfreute; es war ein Rheinberger Kabinett, der das „kanonische Alter“ längst hinter sich hatte. Damit aber der Leser nicht annimmt, wir seien zu lange in den Händen des Bachus geblieben, sei ihm mitgeteilt, daß wir die elfte Stunde schon in Morpheus Armen zu Hause zubrachten; bei einigen andern soll es auch später geworden sein. Aber die Prinz Albrechtstraße ist ja still verschwiegen. Wozu eine solche Weinprobe? Sie hat bekanntlich den Zweck, die Ueberzeugung in weite Kreise zu tragen, daß unsere heimischen Weine ganz gut im Geschmack und Preis mit den ausländischen konkurrieren können und also verdienen, mehr getrunken zu werden; möge diese Absicht durch die gemütliche Veranstaltung vollauf erreicht werden!

„Gladiatoren“ giebt es derzeit in Berlin und zwar im Zirkus Busch, der in dieser Woche bis auf den letzten Platz gefüllt ist und von Beifallsrufe widertönt. Man hält sich über die spanischen Stierkämpfer auf, was man derzeit in Berlin sieht, ist schlimmer und niedriger. Ringkämpfe finden hier statt; die 18 stärksten Menschen aller Nationen treten auf und fordern zum Ringkampfe heraus. Die rohe Gewalt der Fleischmasse feiert ihre Triumphe und das ist niedriger als selbst die spanischen Stiergefechte. Bei letzteren spielt doch der überlegene Geist des Menschen noch eine Rolle gegenüber dem wilden Stier, Geschicklichkeit und Behendigkeit der Bewegungen sichern da den Erfolg; es kämpft immerhin noch ein Mensch gegen ein Tier. Aber bei den Ringkämpfen ist das nicht mehr der Fall: da kämpft tierische Kraft gegen tierische Kraft. Wie zwei losgelassene Bullen stürzen sich die Ringkämpfer aufeinander und kämpfen gegeneinander, als seien sie keine Menschen mehr. Die rohe Kraft wird angestaunt und von dem Berliner „Plebs“, der sich diesmal aus den höchsten Kreisen rekrutiert, bewundert; es ist dies Champagner für die abgelebten Nerven. Das Frauengeschlecht ist leider am stärksten vertreten und ruft am lautesten mit. Wohin soll dies führen? Bei unserer angeblich so hohen Kultur gehört es fast zum guten Ton, einmal die Ringkämpfe mit angesehen zu haben. Das ist „Ueberkultur“ im höchsten Grade!